

Der Tod ist ein Skandal

Explodierende Gesundheitskosten – die Ablasszahlungen der Moderne

Von Jürgmeier

Ich ahnte schon in jüngeren Jahren, was sich inzwischen (fast) zur Gewissheit verdichtet und Jean Ziegler in einem Gespräch so auf den Punkt gebracht hat:

„Jedes Leben geht schlecht aus.“

Kaum habe ich so richtig begonnen, mich mit mir anzufreunden, werde ich mich schon bald wieder von mir trennen müssen. Bereits stufe ich, vor der S-Bahn stehend, die Aussteigenden in älter oder jünger als ich ein und registriere mit Erschrecken die Verschiebung des Verhältnisses zu meinen Ungunsten. Die Momente der Panik, in denen mir die Beschränktheit der Jahre, die mir statistisch noch „zustehen“ – und das sind ja im internationalen Vergleich noch eine ganze Menge -, stechend bewusst wird, häufen sich.

Gesundheit macht selig

Die steigende Angst vor dem Tod ist der Preis dafür, dass unsere Gesellschaft das Individuum aus den Zwängen geschlossener Weltbilder beziehungsweise kollektivistischer Kulturen befreit und ins Zentrum gestellt hat. Nachdem uns die Götter mit ihren ewigen Himmeln und Höllen abhanden gekommen sind, aber auch der Glaube, Teil einer historischen Fortschrittsstaffette zu sein – die irgendwann, lange nach dem eige-

nen individuellen Tod natürlich, aber eben irgendwann doch noch ins Ziel kollektiver Utopien einläuft –, kräftig zu bröckeln begonnen hat, ist uns als letzte Bastion gegen den heimtückischen Tod nur die nachhaltige Gesundheit geblieben. Aber auch die ist auf Sand gebaut.

Der Tod ist die unverrückbarste Grenze, die uns gesetzt ist, die definitivste Trennung von denen, die wir lieben. Der Tod reißt einen tiefen Graben zwischen Wunsch und Wirklichkeit auf. Er ist – auch wenn es ein kleiner Trost sein mag, dass wir nicht mehr da sein werden, wenn dieser frostige Gast Platz genommen hat – das Entgegengesetzteste von dem, was wir im tiefsten Grunde und für alle Zeiten wollen: leben, gesund und glücklich leben. Dass einige dem körperlichen Verfall oder der gemeinen Not derart unterworfen werden, dass ihr Tod als Erlösung erscheint, ist ein molekularer Taschenspielertrick, der die Auslöschung von Existenzen als natürlichen Bestandteil des Lebens erscheinen zu lassen versucht.

Aber der Tod ist immer ein Skandal. Und ich muss zugeben, ich halte es ganz mit Woody Allen –

„Manche Leute wollen Unsterblichkeit durch ihre Werke oder ihre Nachkommen erreichen: ich möchte Unsterblichkeit erreichen, indem ich nicht sterbe.“

-, nicht nur, weil ich um die Vergänglichkeit meiner bescheidenen Werke weiss, die kaum beachtet, höchstens von ein paar freundlichen ZeitgenossInnen knapp zur Kenntnis genommen werden.

„Es kann doch nicht einfach zu Ende sein.“ Der Satz fällt häufig zu Beginn von Gesprächen über Gott und die Welt, Woher und Wohin des Menschen. Verräterisch die Kann-doch-nicht-Formulierung. Offensichtlich wird insgeheim vermutet, befürchtet, „gewusst“ – es wird, irgendwann, zu Ende sein. Wieso sollte es uns Menschen anders ergehen als Fliegen und Koalabären? Aber wir können, wollen uns nicht vorstellen, was uns da zugemutet wird. „Es kann doch nicht einfach fertig sein!“ Fast trotzig wehren sich viele gegen den drohenden Zusammenbruch transzendentaler Trostvorstellungen, klammern sich an jüngste Gerichte oder endlose Seelenwanderungen, die den Tod mit Sinn versehen sollen. Es widerstrebt unserer Inszenierung von Bedeutung, dass wir, die wir Individuen geworden, nicht mehr sein und von der indifferenten Welt im Grunde nicht zur Kenntnis genommen werden könnten. Schluss mit der flüchtigen Unverwechselbarkeit. Rückfall in die molekulare Anonymität.

Individuelle Magien ersetzen politische Auseinandersetzungen

Ganz offensichtlich trauen aber auch jene, die HimmelnundHöllen anhängen, ihren eigenen Ewigkeiten nicht wirklich, meiden auf Teufelkommraus den direkten Weg in bessere, zumindest ewige Zeiten, und bezahlen, doppelt genäht hält besser, nebst der Kirchensteuer auch noch brav die steigenden Ablassgebühren unseres milliarden-schweren Gesundheitswesens. Sie und wir Ungläubigen hoffen, dass wenigstens Gesundheit selig macht. An die Stelle religiöser Heilsversprechen oder ganzheitlicher sozialer Utopien tritt zunehmend der Versuch, individuelles Leben in ein Kontinuum von Glück und Lust zu tauchen, alle Krankheit und alles Leiden, letztlich sogar den Tod mit medizinischen, psycho- und soziotherapeutischen Technologien zu heilen oder mit CAL, computer aided life, zu überwinden.

Schon wird mit dem Züchten von Klonen als Organlager oder Ersatzkinder geliebäugelt.

„Jetzt wird alles machbar, alle Grenzen sind gefallen.“

Erklärt der US-Biologe Lee Silver 1997 im „Spiegel“. Der 75jährige Neurochirurg J. White möchte Tetraplegikern mit einer Hirntransplantation zu einem gesünderen, wenn auch immer noch gelähmten Körper und sich selbst zu einem furiosen Abschluss seiner Karriere verhelfen [„Weltwoche“, 7. September 2000]. Die Grenzen zwischen Mensch und Maschine niederreissend, will der Computerwissenschaftler Ray Kurzweil auch bei Menschen die Software (=Bewusstsein) auf eine neue Hardware (=Körper) kopieren und weiter nutzen:

„Die Entscheidung über Leben oder Tod wird in unseren eigenen Händen liegen. Auf jeden Fall werden wir den Punkt erreichen, an dem unsere Lebensdauer nicht mehr von der Lebensdauer unserer Hardware abhängen wird.“ [„Weltwoche“, 2. November 2000]

Wo alle Götter und Göttinnen tot, alle grossen sozialen Utopien begraben scheinen – da bleibt dem Individuum nur das endliche Leben ohne Trost oder die Hoffnung auf individuelle Unsterblichkeit. Da wird der eigene Körper zum Götzen, dem mit Säftchen und Salben, Tröpfchen und Pillen, Reki-Massage und Muskeltraining, Pendeln und Schwitzhütten, ganzheitlichen und Psychotherapien gehuldigt wird. Wo sich das Individuum gegenüber den grossen gesellschaftlichen Bedrohungen wie Krieg, wirtschaftlichen Zusammenbrüchen oder ökologischen Katastrophen ohnmächtig fühlt, bleibt ihm, zur Beruhigung, nur die magische Gebärde - der Griff zu Pille und Pariser, die konsequente Verwendung homöopathischer Sonnencreme oder der verbissene

Kampf gegen das Rauchen. „Gsünderle“ schützt vor atomarer und chemischer Verseuchung.

Die Gesundheit ist käuflich

Die Fiktion der Heilbarkeit von allem – die man und frau sich in ärmeren Ländern gar nicht leisten kann – lassen wir uns einiges kosten. Das ewige Leben wird's uns trotzdem nicht bringen. Ganz offensichtlich stossen wir – noch bevor das medizinisch Denkbare ausgeschöpft ist – auf harte ökonomische Grenzen und verheddern uns in einem klassischen Nullsummenspiel, wie es Ludwig Hasler am 5. Oktober 2000 in der „Weltwoche“ beschrieben hat:

„Wenn wir diese forschende Medizin grenzenlos nutzen, schieben wir zwar die Lebensfrist ein wenig hinaus. Doch um den Preis, dass wir zum Leben nicht mehr kommen, weil wir uns pausenlos abrackern müssen, um das bisschen Lebensverlängerung bezahlen zu können.“

Dieses „Wir“ ist zu differenzieren, denn wo Gesundheit zur Ware wird, ist sie nicht allen gleichermassen zugänglich. Im Klartext: Reiche leben länger als Arme.

„Die soziale Ungleichheit von Krankheit und Sterblichkeit lässt sich durchgehend beobachten, im Vergleich zwischen den Ländern wie auch innerhalb jeder Gesellschaft. Überall ist ein Gefälle der Lebenserwartung von der obersten zur untersten Schicht festzustellen. Je nach Land, Altersgruppe und Geschlecht macht der Unterschied drei bis zehn Jahre aus.“ [Rosemarie Stein, „Tagesspiegel“ vom 3. März 2002]

Die Totalisierung des Marktprinzips verklärt die Zerschlagung kollektiver Strukturen – die pauschal als Planwirtschaft diffamiert werden – zu Selbstverantwortung oder Autonomie. Wegen des Kopfprämiensystems schon seit Beginn angeknackst, soll das Solidaritätsprinzip der obligatorischen Krankenversicherung im Zuge von Liberalisierung und Privatisierung noch weiter aufgebrochen werden. Es ist nicht nur der generelle Anstieg der Gesundheitskosten, sondern vor allem auch der Abbau staatlicher Leistungen – das heisst die Abwälzung von immer mehr Kosten auf die Krankenkassen und damit die PatientInnen –, der zu einer dramatischen Prämienentwicklung geführt hat.

Wer richtig lebt, wird nicht krank und stirbt nicht

Die fortschreitende Individualisierung hat aber nicht nur ökonomische, sondern viel weiter reichende Folgen. Unter der Chiffre Selbstverantwortung kommt es ökonomisch

und sozial zu einer weitgehenden Entsolidarisierung gegenüber Kranken, Behinderten, Notleidenden.

„Jeder ist für seine Gesundheit in erster Linie selbst verantwortlich.“

Heisst es in der Verfassung des Kantons Basel-Land. Gesundheit und Krankheit werden aus dem sozialen Zusammenhang gerissen und Krankheit vor allem als Folge individuellen Fehlverhaltens definiert. In solcher Optik wird die oder der Kranke nicht als Opfer, sondern als Täterin beziehungsweise Täter gesehen:

„Jedermann, der seine Gesundheit schädigt, schädigt nicht nur sich selbst, sondern auch die Allgemeinheit, denn Behandlungs- und Folgekosten von Krankheit und Invalidität werden letztlich auf alle abgewälzt.“ [Jürg Sommer, Gesundheitsökonom]

In einer Gesellschaft, die nicht vor Unworten wie „Soziallasten“ oder „Überalterung“ zurückschreckt und auch schon mal die Kürzung von Kassenleistungen bei „selbstverschuldeter“ Krankheit (zum Beispiel als Folge von Alkoholismus, Rauchen, Fettsucht usw.) diskutiert, erscheint der kranke oder behinderte Mensch vor allem als volkswirtschaftlicher Kostenfaktor, ja, „sozialer Schädling“, und empfindet sich selbst als Belastung der Gesellschaft.

Die einseitige Individualisierung ist nicht nur für das gesellschaftliche Kollektiv, sondern auch für das Individuum entlastend, denn wo soziale sowie ökologische Realitäten und Bedrohungen ausgeblendet, wo durchaus wertvolle Erkenntnisse von Psychologie und Psychosomatik, alternativer und ganzheitlicher Medizin absolut gesetzt werden, da wird Krankheit zwar einerseits zum individuellen Versagen umgedeutet, andererseits aber erscheint Gesundheit so im grossen Abrakadabra als etwas Machbares. Damit werden zentrale Aspekte von Krankheit wie Ausgeliefertsein und Ohnmacht ausgeblendet sowie die Allmachtsfantasie genährt: Wer richtig lebt, wird nicht krank und stirbt nicht.

Insgeheim allerdings wissen wir: Alles fauler Zauber. Der Tod ist stärker wir. Das Leben ist das Leben. Versehrbar und endlich. Der Tod ist der Tod. Und sonst nichts. Das Leiden ist das Leiden. Und sonst nichts. Sätze und Realitäten, die wir als unerträglich empfinden. Sätze und Realitäten, denen Menschen immer wieder etwas entgegenzusetzen versuchten. Tod und Leiden mit Sinn versehende, Tod und Leiden überwindende, transzendierende Ideologien. Hoffnung auf Auferstehung, ewiges Leben oder tottote Gesundheit. Diese individuellen Sehnsüchte sind verständlich, aber wo die Unfähigkeit, die Grenzen des Lebens hinzunehmen, wo die Unfähigkeit zu trauern und der

aussichtslose Versuch, das Todesproblem zu „lösen“, gesellschaftliche Realitäten und Normen schafft, droht zuweilen Fürchterliches.

Zum Beispiel das „Konzept Mann“, das heisst das Insgesamt gesellschaftlicher Erwartungen, denen vor allem Männer (zum Teil aber auch Frauen) zu genügen versuchen (müssen). Da es sich dabei um ein Allmächtskonstrukt handelt, scheitern die real existierenden Männer an diesem verzweifelten Versuch, alles unter Kontrolle zu bekommen. Das Unberechenbare wird aus der männlichen Existenz verdrängt und, wie die PsychologInnen sagen würden, auf „die Frau“ projiziert, die damit zum „Feindbild Frau“, zu all dem gemacht wird, was der real existierende Mann nicht sein will und darf. Gewöhnlich sterblich zum Beispiel.

„Die Frau als Gegenbild und Differenz zum Mann zu postulieren und sie mit Verlust oder Tod in Verbindung zu bringen, heisst, den Mann rhetorisch zur Nicht-Frau, zum fehlenden Verlust oder Tod zu machen.“

Schreibt die Zürcher Anglistikprofessorin Elisabeth Bronfen in ihrem Buch „Nur über ihre Leiche“. Im Klartext: Der Mann wird als unsterblicher Täter zum „Mann“. Die Frau als sterbliches Opfer zur „Frau“.

Mann sein ist tödlich. Tod macht Männer.

Wer wie „der Mann“ nicht gelernt hat und es auch nicht lernen darf, etwas hinzunehmen, gibt das Bestreben nicht auf, das Leben und Sterben in den Griff zu bekommen, und weil er vor dem Leben kapitulieren muss, wendet er sich dem Tod, dem ewigen, zu. Die aller Gesundheitserziehung und Prävention zugrunde liegende, durchaus vernünftige Annahme, Überleben, Leben und Gesundheit sei das oberste Ziel menschlichen Strebens gerät mit dem „Konzept Mann“ – das „dem Mann“ eine statistische Übersterblichkeit von sechs Jahren verpasst - in Konflikt. „Dem Mann“ ist abstrakte Männlichkeit oft wichtiger als das nackte Leben, mit entsprechenden Folgen für individuelle männliche sowie gesellschaftliche Lebens- und Zukunftsperspektiven. Schon bei Friedrich Schiller heisst es:

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht.“

Über zweihundert Jahre später inszeniert die oscargekrönte Verfilmung von „Titanic“ äusserst erfolgreich klassische Geschlechterrollen:

- Rose, die Frau, überlebt die Katastrophe. Träumt ein Leben lang von ihrer grossen Liebe. Heiratet irgendeine farblose Figur. Bekommt Kinder und EnkelInnen. Und wird steinalt.
- Cal, ihr aufgeblasener, rücksichtsloser Verlobter kauft sich einen Platz in den für Frauen und Kinder reservierten Rettungsbooten und kommt davon.
- Jack, der Held, Rose's grosse Liebe stirbt.

Der Film transportiert den Geschlechterkonstrukten entsprechende „Lösungen“ des „Todesproblems“. „Hör zu“, stammelt Jack, schon leicht unterkühlt, „du wirst gerettet! Du wirst weiterleben. Und du wirst später einen Haufen Babys kriegen. Du wirst als alte Frau friedlich in deinem Bett sterben. Du musst mir versprechen, dass du überleben wirst. Dass du nicht aufgeben wirst!“ Nachdem Rose mit letzter Kraft versprochen hat, was er verlangt, lässt sich Jack beruhigt und entkräftet ins nachtschwarze Meer fallen und ertrinkt. Sie aber greift nach einer Trillerpfeife, die sie bisher aus unerfindlichen Gründen nicht benutzt hat, macht die InsassInnen eines zwischen Toten und Ertrinkenden herumpaddelnden Rettungsbootes auf sich aufmerksam und wird aus dem Wasser gefischt.

Im „Konzept Frau“ wird das „Todesproblem“ durch Ich-Erweiterung - das heisst durch fürsorgliche Einverleibung anderer, vor allem kindlicher Leben -, durch Be-Sinnung der mütterlichen Existenz durch „das Kind“, durch Hervorbringung und Besetzung von Leben gelöst. Umgekehrt wird Männlichkeit über den Tod konstituiert. Deshalb darf Jack, der Held, nicht vom Ort der Katastrophe in den gemeinen und gemütlichen Alltag zurückkehren. Denn, so wird es an Cal, dem widerlichen Verlobten von Rose demonstriert: Nur Feiglinge und Charakterlumpen überleben. An Jack aber wird klargemacht: Was ein rechter Mann werden will, der zeige erst, dass er sterben kann, bevor er leben will. Auf die Pointe gebracht: Nur ein toter Mann ist ein richtiger Mann.

Der Tod macht Angst, weil er unsere Grandiositäts- und Allmachtsfantasien endgültig zerstört, uns dauernd mit unserer Ohnmacht konfrontiert.

„Ich habe keine Angst, weil ich stärker bin. Das nenne ich Mann.“

Bringt der ehemalige Ausbildner einer Antiterror-Einheit das „Konzept Mann“ auf den Punkt. Das ist der Kern männlicher Sozialisation – die Überwindung, genauer Verdrängung der Angst. Nicht die Gefahr wird als das Bedrohliche wahrgenommen, sondern die Angst, denn sie attackiert zentral das Selbstverständnis „des Mannes“. Wo Mann sein bedeutet – nicht Frau sein, und das ist die Grundlage jeder patriarchalen Kultur,

da darf „der Mann“ keine Angst zeigen, auch nicht um sich selbst. Nicht einmal der Pazifist verweigert den Marschbefehl mit der naheliegenden Begründung, er habe Angst vor Verletzung und Tod.

Der Irrsinn der Normalität

So wie das „Konzept Mann“ Angst, Ohnmacht und Tod durch Projektion auf „die Frau“ wegdrückt, wird auf dem Weg ins Paradies der totalen Gesundheit alles ausgegrenzt, was an Tod, Versehrung und Verzweiflung erinnert. Don't worry, be happy oder Gesundheit ist die erste Bürgerpflicht, heisst die Devise. Wer die Fiktionen der Glückseligkeit durch seine blosse Existenz stört, wird zum Verschwinden gebracht.

Pränatal- und Gentechnologien schaffen – wie das Vorhandensein militärischer Waffen – Anwendungszwänge. Die technische Möglichkeit, Geburtsbehinderung zu vermeiden – präzise: durch Tötung „präventiv“ zu beseitigen -, diskreditiert Eltern, die dem betroffenen Kind und der Gesellschaft eine behinderte Existenz zumuten, diskreditiert auch die Behinderten selbst – ihre Zumutung wäre Nicht-Behinderten zu ersparen gewesen. Schon vor Jahren prophezeite der ehemalige Präsident der „Amerikanischen Gesellschaft für den Fortschritt“ Bentley Glass:

„Man wird genetische Kliniken einrichten, in denen man Hunderte verschiedener Erbdefekte in ihren Trägern entdecken wird, die dann gewarnt und daran gehindert werden, Nachkommen in die Welt zu setzen. Kein Ehepaar wird in Zukunft mehr das Recht haben, die Gesellschaft mit einem missgestalteten oder geistig unfähigen Kind zu belasten.“

Wo scheinbar allen die gesellschaftlichen und technologischen Voraussetzungen zur Verwirklichung eines „normalen“ Lebens beziehungsweise zur Wahl des „normalen“ Erlöschungstodes zur Verfügung stehen, wird Gesundheit und Leistungsfähigkeit zur sozialen Pflicht. Wer an der pseudoreligiösen Inszenierung von Normalität versagt und sie dadurch bedroht, wird ausgegrenzt. Das versehrte und verzweifelte Individuum wird dem totalitären Abstraktum von Gesundheit und Normalität geopfert. Durch die Hintertür bricht der Kollektivismus in die vermeintlich individualistische Kultur ein. Die gesellschaftlich verbreitete Unfähigkeit zu trauern - das heisst, sich mit Leiden, Behinderung und Tod als Realität unseres versehrbaren Lebens auseinander zu setzen - und der ökonomische Druck zur Minimierung der Soziallasten reduziert die Kranken, Behinderten und Alten zu gesellschaftlichen Belastungsfaktoren, von denen das „gesunde“ Kollektiv entlastet werden soll.

Die Ideologisierung des Todes

Während die einen Versehrung, Krankheit und Tod mit magischen Praktiken zu bannen suchen, alles dem Kampf für die Fiktionen von totaler Gesundheit und Unsterblichkeit unterordnen, um am Ende ihre Niederlage eingestehen zu müssen, ideologisieren die anderen eben diese letzte Grenze. Sie nehmen ihn nicht nur hin, sie feiern ihn, den Tod. Als Teil des Lebens. Als Übergang. „Es kann doch nicht einfach zu Ende sein!“ Beschwören sie tapfer alte und neue Trostkonzepte. Spitzenmedizin und Gentechnologie aber erklären sie, vermutlich zu Recht, zu männlichem Grössenwahn, Selbstvergottung und Blasphemie. Es müsse, propagieren sie, gestorben werden. Das Leben sei ohne Tod nicht denkbar.

Die Hinnahme der Unausweichlichkeit des Todes ist das eine, seine Ideologisierung das andere. Für wen oder was müssen wir eigentlich sterben? Weshalb das schuldbeusste Erschauern beim Gedanken an Unsterblichkeit? Ist unser Hirn so konstruiert, dass wir das Leben nicht ohne Tod denken können? Weshalb muss mann und frau scheinbar unverrückbare Grenzen schlucken? Weil wir noch immer glauben, das ewige Leben sei nur um den Preis des Verkaufs der Seele an den Teufel zu haben? Hat sich christliche Lustfeindlichkeit - die lebenslanges und damit eng begrenztes Leiden immerhin mit ewiger Auferstehung zu belohnen verspricht - mit materialistischem Atheismus gepaart, so dass uns von Gott und aller Welt Verlassenen am Ende nur begrenztes Leiden und beschränktes Leben bleibt? Muss gestorben werden, weil das überlebende Individuum das Kollektiv bedroht?

Beschämt uns das mörderische Paradoxon moderner Kultur, die der steigenden Bedeutung des Individuums einen wachsenden „Menschenberg“ gegenüberstellt? Während das Leben der einen gehegt, gepflegt und bis zum Äussersten verlängert wird, entwertet der globalisierte Markt das Leben der anderen. Sie werden abgewiesen, herumgeschoben, abgeschoben, ausgeschafft und ausgehungert. Der Mensch an sich ist keine Mangelware. Wo Genetiker den kopf-losen Menschen als Organlager vorstellbar machen, wird die Logik des Marktes auf die Spitze getrieben. Da erhält der Mensch nur einen Platz auf Kosten eines anderen. Genetisch geköpft, spätestens, wird der eine Mensch zum „Lebens-Mittel“ des anderen. Damit erweist sich der Sieg des Individualismus als Pyrrhussieg. Am Ende müssen die einen, Kollektivismus pur, für die anderen sterben. Wie fürs Vaterland. Zweiklassenmedizin. Zweiklassensterben. Zweiklassenleben.

Ahnen wir, dass die Frage, ob Viagra und homöopathische Notfalltropfen in den Grundleistungskatalog der eidgenössischen Krankenkassen gehören, ein Luxus ist?

Dass wir uns - statt mit milliardenschwerer Spitzenmedizin den individuellen Tod Weniger hinauszuschieben - besser darum bemühen, das individuelle Leben Vieler vor der verbreitetsten Gesundheitsgefährdung, dem Hunger, zu schützen und endlich allen ein Leben in minimalster Menschenwürdigkeit zu ermöglichen? Sollte es dann ein langes oder, ich kann's nicht lassen, sogar ein ewiges werden – um so besser. Wenn das keine Allmachtsfantasie ist! Aber wenigstens eine gerechte.

Jürgmeier, geboren 11.12.1951. Schriftsteller, Erwachsenenbildner (u.a. Leitung von Männergruppen), Berufsschullehrer. Lebt mit Frau und zwei Kindern in Winterthur/ZH. Letzte Veröffentlichungen: Der Mann, dem die Welt zu gross wurde, 2001: Lectura-Verlag, Nürnberg; Staatsfeinde oder SchwarzundWeiss – Eine literarische Reportage aus dem Kalten Krieg, 2002: Chronos-Verlag, Zürich.